

Dr. Ernst Feigenwinter

Autor(en): Anton Auf der Maur

Quelle: Basler Jahrbuch

Jahr: 1921

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/eca020b6-d481-4e57-be1c-d5ab464048ac>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

Dr. Ernst Feigenwinter.

Von Anton Auf der Maur.

Politiker werden nicht zu allen Zeiten mit dem gleichen Maßstab gemessen. In den glücklichen Jahren vor dem Kriege mit ihrem reichlichen Geldverdiensten wurden diejenigen beinahe bedauert, die „nichts Besseres“ zu tun wußten, als hinunterzusteigen in die Arena des politischen Kampfes.

Die wildtobende Gegenwart hat aber die Insassen der bürgerlichen Barken wieder Dankbarkeit für tüchtige Steuerleute gelehrt. Im Frieden wenig geachtet, ist der Landsknecht, sobald der Feind die Sturmböcke an die Mauern legt, wieder obenan.

Aber auch so sind Politiker noch Stieffkinder des Glücks. Selbst wenn sie Erfolge haben, ist ihr Weg noch dornenreich genug. Und wenn nun einer ein Leben lang kämpft, um andern, die nachfolgende Generation, die Früchte seiner Arbeit ernten zu lassen, so muß er ein Mann von ungewöhnlichem Wuchse sein, der Freund und Gegner auffällt, wenn er in Volksversammlung und Ratsaal erscheint.

Feigenwinter war so ein geborener Kämpfer. Der andauernde Kampf, der andern frühzeitig die Nerven zerreibt, war für ihn ein Jungbrunnen, der ihn immer wieder neu belebte. Das war nicht sowohl persönliches Verdienst als ererbte Rasse. Aber Art und Ziel seines Kampfes haben den Wert seiner Persönlichkeit ausgemacht und ihm schließlich, weit über den Kreis seiner Parteifreunde hinaus, Anerkennung erzwungen. Versuchen wir in gedrängter Kürze sein Lebensbild zu zeichnen:

Der Verstorbene war der Sprosse einer alten Reinacher Bauernfamilie, von der sich schon im fünfzehnten Jahrhundert Spuren in Basel finden. Er wurde am 13. März

1853 als Sohn des Gemeindepräsidenten Xaver Feigenwinter-Rury geboren. Die Eltern waren überzeugte, glaubens-treue Katholiken, wenn auch der Vater der altliberalen Richtung huldigte. Dr. Feigenwinter erzählte später oft, daß er wahrscheinlich zum freisinnigen Heerbann gestoßen wäre, wenn nicht der Kulturkampfsturm sein Rechtsgefühl so tief verletzt hätte. Aber eine Bewegung, die mit der-artigen Waffen focht, hatte es bei ihm verspielt; sie zwang ihn im Gegenteil, tiefer einzudringen in das Lehrgebäude der katholischen Kirche, und — seiner Natur gehorchend — sich volle Klarheit, eine ganze Überzeugung zu schaffen. Ursprüngliches, sein ganzes Wesen beherrschendes Rechts-gefühl war also richtunggebend für den jungen Mann, schuf aus ihm den offensiven katholischen Politiker von Basel, der die Waffenrüstung nicht ablegen wollte, bis er seinen Glaubensgenossen die volle politische Gleichberechtigung erkämpft, schuf aus ihm den lauten Rufer im Streite, der immer und überall mit der ganzen Wucht seines Geistes eintrat für die Majestät des Rechts, der mit unverminderter Kraft noch am Abend seines Lebens für diese Majestät, die einzige in der Demokratie, eine Lanze brach gegen die sie bedrohende, rohe Umsturzgewalt. Das gleiche an-geborene Rechtsgefühl schuf aus ihm einen — im besten Sinn des Wortes — trefflichen Rechtsanwalt, dem es in erster Linie darauf ankam, das Recht zu finden und ihm Geltung zu verschaffen, der es nicht verschmähte, im Kampfe ums Recht die kleinsten Angelegenheiten kleiner Leute mit aller Sorgfalt zu vertreten, als wären sie eigene Sache.

Seiner bäuerlichen Abstammung verdankte Feigenwinter sodann seinen prächtigen demokratischen Geist. Er, der städtische Anwalt und Politiker wäre so ganz der Mann der Landsgemeinde gewesen. Nichts war ihm ver-häbter als offene und verkappte Eliquenwirtschaft. Er liebte das Volk, aus dem er hervorgegangen, und hatte ein unbegrenztes Vertrauen zu ihm. Aber gerade darum,

weil er ein echter Demokrat war, wurde er später von vielen nicht mehr verstanden, als die politische Bühne von lauter Klassenvertretern zu wimmeln begann, von denen ein jeder im Namen der reinen Demokratie einseitigste, zum Klassenkampf führende Interessen verfocht. Leuten, die, kaum trocken hinter den Ohren, ihr auswendig gelerntes Vademecum des Klassenhasses herunterschnatterten, warfen ihm vor, er sei ein politischer Seiltänzer, weil er über der Not des städtischen Proletariates, für das er mannhaft eintrat, den schwer ringenden bürgerlichen Mittelstand und das heilige Anrecht der Bauern auf eine menschenwürdige Existenz nicht vergaß. Feigenwinters wahrhaft demokratisches Streben, zur Ausgleichung der Klassengegensätze, zur Versöhnung der verschiedenen Stände beizutragen, wurde weder durch solche Angriffe, noch durch die Erfolge der Klassenkämpfer gelähmt. Aber er brauchte in den letzten Lebensjahren den wertvollen, als Erbteil aus dem Elternhause mitgenommenen Schatz der Liebe und des Vertrauens zum Volke, um nicht irre zu werden an unserer Demokratie und gleich so mancher andern Kraftnatur die Herrschaft eines aufgeklärten Despoten herbeizuwünschen.

Außerlich nahm das Leben des Verewigten einen ruhigen, äußerst normalen Gang. Die Verhältnisse lagen so, daß keine allzuschnelle Karriere eine übermütige Bewegung in seine Entwicklungskurve brachte. Nach der Volksschule in Reinach und der Bezirksschule in Therwil besuchte Feigenwinter das Gymnasium in Basel, an welchem damals Nießche als Professor des Griechischen amtierte. Trotzdem Feigenwinter im Herzen immer Landschaftler blieb und für die modernen Großstädte, von denen er zu sagen pflegte, daß sie anwüchsen wie die Wasserköpfe, nie viel übrig hatte, trotzdem er später in Basel erbitterte Gegnerschaft und lange Jahre wenig Anerkennung fand, wurde ihm diese Stadt sehr bald zur zweiten Heimat. Was er an ihr schätzte, war nicht sowohl der materielle, als der geistige

Reichtum und die wahrhaft edle Herzensbildung, die in den Kreisen des alten Bürgertums auch heute noch so lebendig ist. Feigenwinter konnte sich noch so bitter beklagen über Hintansetzung der Katholiken, über die Zählebigkeit gewisser Vorurteile, handkehrum war er wieder des Lobes voll von dem, was ihm am konservativen Basler Geiste gefiel, und immer wieder betonte er, wie dankbar er Basel für die an seinen Schulen genossene, gediegene Bildung sei. Sein verehrtester Lehrer wurde der große Kulturhistoriker Jakob Burckhardt, dessen nachhaltigem Einfluß auf seine Geistesentwicklung der Schüler es zuschrieb, daß er sein ganzes Leben lang nicht in der Juristerei und Politik aufgehen konnte, sondern immer auch ein reges Interesse für philosophische Studien, für Kunst und Geschichte empfand. Dem Studium der Jurisprudenz widmete er sich an den Universitäten Straßburg, München, Berlin und Basel. Während seiner Berliner Studienzeit tobte in Deutschland der Kulturkampf, und Feigenwinter fand sich möglichst oft auf der Tribüne des Reichstages ein, um den großen geistigen Tournieren zwischen Bismarck und Windthorst mit leidenschaftlicher Anteilnahme zu folgen. In Basel beendigte er sein Studium mit einem glänzenden Doktor-examen. Nach kürzerer Volontärzeit in Genf, Paris und bei der Basler Überweisungsbehörde, ließ er sich dann im Jahre 1879 am Klosterberg, von wo er später nach dem Heuberg übersiedelte, als Anwalt nieder. Und alle die vier Jahrzehnte seines spätern Lebens blieb er der Basler Anwalt; es trat kein Ereignis ein, das ihn Basel oder seinem Berufe entfremdet hätte; der einzigen ernsthaften Versuchung, Basel mit Luzern zu vertauschen, die ihn nach den Tessinerprozessen lockte, widerstand er siegreich. Er war bereits zu stark in Basel verwurzelt und wies die Einladung seiner Luzerner Freunde zurück.

Es ist naheliegend, daß wir nun in erster Linie den Politiker besprechen. In die Studienzeit Feigenwinters

fällt also die große, unter dem Namen Kulturkampf bekannte, religiös-politische Bewegung. Die Beschlüsse des Vatikanischen Konzils vom Jahre 1870 riefen einer gewaltigen Scheidung der Geister. Auch der schweizerische Radikalismus erklärte der katholischen Kirche den Krieg, und insbesondere für die Diasporakatholiken war eine böse Zeit angebrochen. Denn sie lebten zerstreut unter einer Mehrheit von Andersgläubigen und Freidenkern, die ihnen herzlich wenig Verständnis entgegenbrachten, sie waren arm und abhängig und darum vielfach kleinmütig und verzagt; auch fehlte es an Laienführern, die Bildung und Mut genug hatten, in der Öffentlichkeit für sie einzutreten. So kam es, daß Feigenwinter schon als Student in die vorderste Reihe treten und Wortführer werden mußte. Sein Debüt als Politiker in Basel endigte zwar mit einer gründlichen, allerdings mehr physischen denn geistigen Niederlage. Er war ein zwanzigjähriger Akademiker, als unter dem Patronate aller Freidenker im Jahre 1873 der deutsche Militärpfarrer Watterich in der Safrananzst eine große Propagandarede für den Altkatholizismus hielt. Das Publikum war so zusammengesetzt, daß eine Opposition nicht geraten schien. Dennoch stund der Student Feigenwinter plötzlich auf einem Tische und schleuderte seine Gegenrede dem Propagandisten ins Gesicht. Das Duell endigte mit dem Hinauswerfen des Altkatholiken, was bei diesem allerdings keinen einschüchternden Eindruck hinterließ. Gedachte er doch in seinem spätern Leben dieses Hinunterfliegens über die Safranstiege, als einer köstlichen Jugenderinnerung. In ähnlicher Weise trat er ein Jahr später an der großen Arlesheimer Volksversammlung gegen den Altkatholikenführer Augustin Keller auf. Nur daß er diesmal die Mehrheit auf seiner Seite hatte, so daß der Zweck der Versammlung, die Birsecker Bauern dem Altkatholizismus zu gewinnen, nicht erreicht wurde. Im Gegenteil: an diesem Tage wurde die Gründung

des Basler Volksblattes beschlossen, dessen langjähriger Redaktor und nachmaliger Verwaltungsratspräsident Dr. Feigenwinter gewesen ist.

Schon dieses erste Auftreten war typisch für seine Kämpfernaut. Er fragte nicht darnach, ob er einer Mehrheit oder Minderheit gegenüberstehe, wenn er für nötig fand, seine Überzeugung zum Ausdruck zu bringen. Zu Angriff und Abwehr jederzeit bereit, nahm er gleichmütig alle Unannehmlichkeiten und alle Folgen des Kampfes auf sich. Er war kein schwachnerviger Stimmungsmensch, der einer schwülen Gewitterstimmung unterlag, der in einer heikeln Situation schwieg und sich duckte. Nein, da empfand er erst recht ein inneres Bedürfnis, zur Entladung beizutragen, indem er die Blicke seiner zürnenden Rede fahren ließ. Er gehörte aber auch nicht zu den vielen, die einer guten Stimmung zulieb das verschweigen, was ihnen auf der Zunge liegt. Lieber ließ er sich Störefried schelten, als daß er mit seiner Meinung zurückhielt. Denn immer und überall zog er den Krieg einem faulen Frieden vor. Und wenn einmal Krieg war, ließ er sich nicht seinen Widerstand durch irgend ein Kompromiß abkaufen. Er blieb hart und wollte lieber schlankweg unterliegen, selbst wenn die eigenen Leute das konventionelle „Man kann nicht so sein“ ihm in die Ohren raunten. Natürlich gab es auch in der katholischen Gemeinde Leute genug, denen Feigenwinter zu kampffroh, auf der einen Seite zu aggressiv und auf der andern zu unnachgiebig war. Wenn wir uns aber die Bedingungen vor Augen halten, unter denen er seine Politik machen mußte, so sagen wir: es brauchte einen Mann von solchem Schlage, um für die Katholiken Basels das Verteidigungs- und Emanzipationswerk zu leisten, das dieser Führer vollbrachte. Und es war nur möglich, weil Feigenwinter nicht um des Kampfes willen kämpfte, wie mancher Gegner ihm unterschob, sondern in flammender Begeisterung für seine Ideale, deren Verwirklichung ihm Herzenssache war.

Wie beherzt, wie hieb- und stichfest einer sein mußte, der im Basel der Siebenziger Jahre als Führer der Katholiken auftreten und für ihre Gleichberechtigung kämpfen wollte, das wissen nur jene, die aus eigenem Erleben oder dem Studium der Geschichte den Geist der damaligen Zeit kennen. Vor allem waren es die Radikalen, die, zum Vollbesitz ihrer eidgenössischen Machtstellung gelangt, mit souveräner Mißachtung auf das Häuflein der reklamierenden, katholischen Miteidgenossen herabschauten und mit Mehrheitsbeschlüssen sie zur Raison zu bringen hofften. Aber auch die konservativen Protestanten, die, wie der Kampf um die katholische Schule bewies, den Katholiken viel mehr Gerechtigkeitsinn entgegenbrachten als die Radikalen, sahen die Katholiken doch lieber in der Rolle treuer Angestellter, als in jener selbsttätiger Politiker, und das Auftreten Dr. Feigenwinters weckte bei ihnen so viele konfessionelle Bedenken, daß trotz mancher innerer Berührungspunkte ihre Haltung gegenüber seiner Politik in der Hauptsache doch ablehnend war. Der konfessionelle Charakter der katholischen Volkspartei mußte oft und oft dazu dienen, ihr die Existenzberechtigung abzuspochen, ihr Mandate zu verweigern, auf die sie einen begründeten Anspruch zu haben glaubte. Heute, wo in Basel die politischen Verhältnisse ganz andere geworden sind, können wir Katholiken glücklicherweise über diese Dinge auch mit Protestanten, mit Angehörigen der liberalen und freisinnigen Partei ruhig uns auseinandersetzen, in der sichern Erwartung, für unsere Auffassung weitgehendes Verständnis zu finden.

Im Jahre 1880 begann in Basel der Kampf gegen die katholische Schule, der 1884 mit ihrer Unterdrückung endigte. Es war ein Kampf der Staatsomnipotenz gegen die bürgerliche Freiheit, gegen das heilige Recht der Eltern, darüber zu bestimmen, in welchem Geiste ihre Kinder erzogen werden sollen. Der Radikalismus erklärte, nur den Kongreganisten, die die katholische Schule im Hatt-

statterhof leiteten, das Handwerk legen zu wollen, doch war es klar, daß er die katholische Kirche selbst an einer ihrer verwundbarsten Stellen zu treffen suchte. Man wußte wohl, daß mit der Austreibung der Kongreganisten der katholischen Schule das Lebenslicht ausgeblasen sei, und versprach sich die rasche Eroberung der katholischen Jugend von der Erziehung durch die Staatsschule. Auf katholischer Seite waren die Befürchtungen gerade so groß, wie im gegnerischen Lager die Hoffnungen. Die ganze katholische Gemeinde raffte sich auf, um ihr gutes Recht zu verteidigen. Feigenwinter hatte außerhalb des Ratsaaales, in dem noch keine Katholiken zu Worte kamen, die Hauptlast des Kampfes zu tragen. Er war festgewillt, ihn ritterlich zu führen und schrieb im „Basler Volksblatt“: „Wir können unsere eidgenössische Bundestreue und unsern Republikanismus nicht besser betätigen, als wenn wir derartige Streitfragen ohne Neben- und Hintergedanken, treu und ohne Falsch auf dem Boden des öffentlichen Rechts, nach den Bestimmungen unserer Bundes- und kantonalen Gesetzgebung, nicht nach konfessionellen Interessen und Rücksichten zum Austrag bringen.“ Aber es war eine böse Zeit, in der ein ganzer Orkan von Leidenschaften daherbrauste, in welcher jeder Appell ans Rechtsgefühl und an die ruhige Überlegung wirkungslos war gegenüber der Massenpsychose, die mit Gewalt Fortschritt und Kultur verbreiten wollte. Treffend kennzeichnete Prof. Paul Speiser, einer der hauptsächlichsten Wortführer der konservativen Fraktion, die im Großen Räte in edelsinniger Weise das Recht der Katholiken verteidigte, die damaligen Bestrebungen also: „Früher war der Staat ein Rechtsstaat, der jedem Recht widerfahren ließ, das Recht zu schützen hatte; jetzt haben wir den Kulturstaat, der alle möglichen Aufgaben an die Hand nimmt und mit Gewalt durchführen will. Der Rechtsstaat richtete sein äußeres Verhalten nach objektiven Normen, der Kulturstaat greift ein in die individuellen Rechte und Freiheiten.

Vor allem sollte aber der Staat die individuelle Freiheit schützen. Wir haben konstitutionell allerlei Freiheiten; wir haben völlige Glaubens- und Gewissensfreiheit, Kultusfreiheit usw. Das ist alles gesetzlich anerkannt, aber dabei stellt man Staatskirchen auf und will das Volk in dieselben hineinzwingen. Es gibt nur eine Freiheit für Regierende.“ Von der Erbitterung, mit der damals gestritten wurde, kann man sich einen Begriff machen, wenn man liest, daß Regierungsrat Falkner in der radikalen Parteiversammlung vom 21. Februar 1884 in der Burgvogtei in bezug auf die Kongreganisten erklärte: „Wir wollen diese geistlichen Stromer fortweisen, wir wollen sie hinauscheiden, indem wir ihnen sagen: hier in Basel wird weder gebettelt, noch gestohlen.“ Ähnlich tönte es aus den Spalten der radikalen Presse. Was Wunder, wenn Feigenwinter, der als Feldhauptmann der Katholiken einem ganzen Hagel von Feindeshieben standhalten mußte, auch seinen Hieber sausen ließ, daß die Funken stoben. Er leistete eine gewaltige Arbeit: redigierte die Eingaben der Gemeinde an die Regierung, verfaßte die Rekurse an Bundesrat und Bundesversammlung, trat als Volksredner auf und führte den Kampf in der Presse, der allein ein durchschnittliches Leistungsvermögen absorbiert hätte. Es war alles umsonst: der Kulturstaat siegte über den Rechtsstaat. Aber die katholische Gemeinde brach nicht zusammen, als die Tore der katholischen Schule geschlossen werden mußten. Sie stand bereits auf zu festen Füßen und Feigenwinters Organisationsarbeit sorgte dafür, daß sie auch auf politischem Boden sich immer freier und selbständiger bewegen lernte. Er gehörte zu den Gründern des Basler Katholikenvereins und wurde der eigentliche Schöpfer der katholischen Volkspartei, deren unbestrittener Führer er bis zu seinem Tode geblieben ist.

Um die gleiche Zeit, da in Basel der Schulkampf tobte, kämpften in der Eidgenossenschaft konservative Pro-

testanten und Katholiken gemeinsam für Freiheit und demokratischen Fortschritt. Feigenwinter gedachte später immer mit einer gewissen Begeisterung der Blütezeit des Eidgenössischen Vereins. Auch er träumte damals von einer großen, schweizerischen Volkspartei, die alle konservativen Elemente, ohne Unterschied der Konfession, zum Sturze der radikalen Vorherrschaft hätte vereinigen sollen. Als am 11. Mai 1884 der Stabioartikel, gegen den der Eidgenössische Verein das Referendum ergriffen hatte, gefallen war, schrieb er in seinem Organ: „Am 26. November 1882 reichten sich gläubige Katholiken und Protestanten zum erstenmal vertrauensvoll die Hand, um den gemeinsamen Gegner, den radikalen Unruhestifter zu bodigen. Jener Hosenlupf ist gelungen. Und seither sehen wir die bernische Volkspartei an der Arbeit, wir sehen, wie der Eidgenössische Verein gerade auch die demokratischen Prinzipien zu den seinen machte, das obligatorische Referendum auf seine Fahne schrieb, welches die Katholiken verlangten, wir sehen die wackere Verteidigung der katholischen Schule in Basel durch jene Männer, welche zu den geistigen Häuption des Eidgenössischen Vereins zählen. Was Wunder, wenn man sich zu verstehen anfängt? Was Wunder, wenn sich diese Leute treuherzig in die Augen schauen und brüderlich die Hand reichen zur Gründung einer großen schweizerischen Volkspartei! Der 11. Mai ist ein neuer Stein zu diesem Werk, ein Granitblock, auf welchem weiter gebaut werden kann. Aber vorwärts nun! Voran zur festen Organisation. Voran zur Revision der Bundesverfassung! Sie obligatorisches Referendum! Sie Initiative!“

Wir haben hier nicht zu untersuchen, aus welchen Ursachen in der Folge die Gründung dieser schweizerischen Volkspartei ein frommer Wunsch blieb. Aber das geht doch unzweideutig aus diesem Zitate hervor, daß Feigenwinter nicht der einseitige konfessionelle Politiker war, als den er dreißig Jahre lang in der gegnerischen Wahl-

literatur mit der dunkelsten Druckerschwärze geschildert wurde.

Der Kulturkampf war beendet, die religiös-politische Diskussion in den Hintergrund getreten, als im Jahre 1890 die Tessiner Revolution neue, stürmische Bewegung ins öffentliche Leben brachte. Feigenwinter befand sich am Abend des 11. Septembers im Basler Bahnhof, um in einer Prozeßsache nach dem Tessin zu fahren und dort mit den konservativen Staatsräten Rossi und Respini eine Besprechung zu halten. Da brachten die Zeitungen die ersten Telegramme über die ausgebrochene Revolution und die Nachricht von der Ermordung Rossis. Er besann sich nicht lange und fuhr nun erst recht nach Bellinzona, um Augenzeuge der Vorgänge zu sein und wenn möglich den Freunden beizustehen. Was er dort gesehen und erlebt, erfüllte ihn zeitlebens mit tiefer Erbitterung. 22 Jahre später, am 7. August 1912, sprach er an der Generalversammlung des Schweizerischen Studentenvereins in Sursee über jene sturmbelegten Tage, und erklärte, daß der Auftrag, dessen er sich zu entledigen habe, unsäglich schmerzhaft Erinnerungen in ihm wachrufe: „Steigt doch im Geiste die edle Gestalt eines der tapfersten Vereinsbrüder vor mir auf, die Gestalt des ermordeten Staatsrats Rossi. Und es bäumt sich von neuem auf das gekränkte Rechtsgefühl bei dem Gedanken an die damals verübte, schmähliche und ungefühnt gebliebene Gewalttat; es zittert von neuem nach der verletzte Patriotismus, der es nicht verwinden kann, daß unserm schweizerischen Vaterlande damals gegenüber dem Auslande die Schande zuteil wurde, daß eine solche Revolution auf unserm Gebiet überhaupt möglich war, und daß ihr gegenüber unsere republikanischen und bundesrechtlichen Institutionen zum Schutze von Leben, Freiheit und Recht vollständig versagten.“ Ungemein bezeichnend für ihn, den Mann des Rechts, war die folgende Stelle in seinem Vortrage: „Mein erster Gang in Bellinzona war zur Kirche

San Rocco, wo die Leiche Rossis aufgebahrt war. Da lag er, ein junger, hoffnungsvoller, erst 26-jähriger edler Mann; des Himmels Frieden sprach aus seinen Zügen. Unwillkürlich senkten sich meine Knie, ich drückte dem lieben Freund und Vereinsbruder, dem tapfern Eidgenossen zum letztenmal die kalte Hand. Als ich den Toten verließ, war ich erschüttert, aber ich hätte nicht weinen können. Die Gefühle einer innern Empörung beherrschten mich vollständig.“

Das gekränkte Rechtsgefühl trieb ihn nach Tesserete ins Lager der Konservativen, um ihnen Mut zu machen, um sie zu mannhaftem Handeln anzuspornen; es drückte ihm die Feder in die Hand zu einem erbitterten Feldzug in der Presse; es machte ihn schließlich zum Anwalt der gestürzten Regierung im großen Staatsprozeß vor den Assisen in Zürich und zum Verteidiger Dürrenmatts.

Mit den Tessiner Konservativen in Tesserete konnte er nichts anfangen. Sie empfingen ihn mit begeisterten Freundschaftsbezeugungen und enttäuschten ihn dann sofort durch ihre absolute Mut- und Kompaflosigkeit. „Kopflose Führer und eine kopflose Partei“ klagte er auf dem Heimweg einem Basler Freunde. Der einzige Führer, der diesen Namen wirklich verdiente, Respini, war bekanntlich über die kritische Zeit in Lugano gefangen und wurde auch nach dem Eintreffen der Berner Bataillone nicht sofort in Freiheit gesetzt. Feigenwinters Kampf in der Presse richtete sich zu einem guten Teil gegen die damaligen radikalen „Basler Nachrichten“, deren spiritus rector Prof. Stephan Born war. Die Polemik warf hohe Wellen. Feigenwinter klagte den Chefredakteur der Nachrichten vor der Öffentlichkeit an, daß er mit der Revolution kokettiere, daß er mit schön gekräuselten Worten über die schlimmsten Dinge hinwegplaudere, statt den Mut zu haben, sie beim richtigen Namen zu nennen. Bornvoll wetterte er gegen den saloppen Ausdruck Stephan Borns, daß so ein „Revolutionchen

im Klosterteich“ auf den normalen Menschen so wohlthätig wirkte wie eine wohlgeordnete kulinarische Extravaganz. Feigenwinter kam es nicht auf den Umfang der Ausschreitungen an, er empfand tief die Rechtsbeugung als solche und mußte seine ganze Persönlichkeit für das verletzte Recht einsetzen. So wurde er der Sachwalter der Konservativen im Frühjahr 1891, als die revolutionären Vorgänge vor den Geschworenen in Zürich zum gerichtlichen Austrage kamen, und dann der Anwalt Dürrenmatts vor dem Schwurgericht in Burgdorf. In beiden Prozessen siegte die Gegenpartei. In Zürich wurden die Revolutionsmänner freigesprochen, und in Burgdorf wurde Dürrenmatt für seine satirische, an Oberst Rünzli verübte Kritik gebüßt. Feigenwinter aber hatte sich als Anwalt einen eidgenössischen Namen gemacht. Und beinahe noch mehr als die Schärfe seiner Beweisführung und die Kunst seiner Dialektik imponierte Freund und Gegner die beispiellose Unerblichkeit, mit der er während der Dauer dieser politischen Prozesse dem wild daherbrausenden Sturm der Leidenschaften Trotz geboten.

Nach langem mühevолlem Ringen hatte Feigenwinter auf baselstädtischem Boden endlich einen namhaften politischen Erfolg zu buchen, als im Jahre 1905, nach der ersten proportionalen Bestimmung des Großen Rates, eine kleine Fraktion katholischer Großräte den Basler Ratssaal betrat. Vorher waren die Katholiken Affilierte der konservativen Partei gewesen und ihre wenigen Vertreter im Großen Rate — Feigenwinter selbst — mit Hilfe der konservativen Liste gewählt. Nun konnte er, der die katholische Volkspartei von Basel auf die Beine gestellt und im Feuer exerzieren gelehrt, als Chef einer eigenen Fraktion im kantonalen Parlamente auftreten und ein eigenes Parteiprogramm verfechten. Den Höhepunkt seiner parlamentarischen Tätigkeit in Basel bildete unstreitig der Kampf um die Rechte der Katholiken anlässlich der

Trennung der Kirchen vom Staate. Gerade hier zeigte sich wieder Feigenwinters jede Kompromißarbeit ablehnende Natur in typischer Weise. Regierungsrat Burckhardt-Schazmann wollte die Katholiken gewiß nicht vergewaltigen, er konnte es aber nicht verstehen, warum diese für ihre Gemeinde so energisch den öffentlich-rechtlichen Charakter beanspruchten, der nach seiner Intention den bisherigen Landeskirchen nur als Zwischenstufe zur absoluten Trennung, dem Zustand der Zukunft verliehen wurde. Die katholische Fraktion erklärte unter Feigenwinters Führung: Wir sehen darin eine neue Hintanzetzung, wir verlangen jetzt, wo für ein Menschenalter das Verhältnis des Staates zu den Kirchen neugeregelt wird, das gleiche Recht, das der reformierten und der altkatholischen Gemeinde zugestanden wird. Auch dann, als Regierungsrat Burckhardt-Schazmann im letzten Augenblick durch vermehrtes finanzielles Entgegenkommen den Widerstand der katholischen Fraktion überwinden wollte, blieb Feigenwinter fest. Er erhob sich von seinem Sitze im Großen Räte und verlas stehend eine selbstbewußte, stahlharte Erklärung, deren Inhalt war: „Wir ändern unsern Standpunkt nicht, wir wollen unser Recht und beharren darauf.“ Der Ausgang des zähen, langwierigen Ringens im Parlamente war eine namentliche Abstimmung, in der die 17 Mitglieder der katholischen Fraktion allein der erdrückenden Mehrheit gegenüberstanden. Aber man hatte Achtung vor ihrer entschiedenen Haltung und war weitherzig genug, das auch in der Öffentlichkeit zu bezeugen. Trotz des Mißerfolges konnte die katholische Bevölkerung feststellen, daß im allgemeinen doch ein anderer Geist ihr gegenüber sich geltend machte. Es war immerhin möglich geworden, religiös-politische Fragen leidenschaftsloser, objektiver zu behandeln.

Das gewaltige revolutionäre Erdbeben, das seit drei Jahren unsern Kontinent erschüttert, schuf dann in Basel die politische Neugruppierung, welche der Umsturzpartei

die im Nationalen Block vereinigten bürgerlichen Parteien gegenüberstellte. Im Jahre 1917 erfolgte die Wahl Feigenwinters in den Nationalrat, leider viel zu spät für ihn und alle jene, die ihm ihr Vertrauen schenkten. Aber er kam doch noch früh genug, um bei den großen Auseinandersetzungen mit den Jüngern Lenins, nochmals mit dem Feuer eines Jungen und mit der Vollkraft seines Geistes Zeugnis abzulegen für seine christliche Weltanschauung und ein paar gewaltige Lanzen zu brechen für Gesetz und Recht und für unsere alte, schweizerische Demokratie. In seiner von Blik und Donner erfüllten Rede im Nationalrate am 20. November 1918 erklärte er als Katholik, als Mann des Rechts und als guter Demokrat gegenüber Greulich, der zur Beschönigung des bolschewistischen Attentats die Radikalen an das Beispiel der Tessiner Revolution erinnerte: „Sie können mir glauben, daß mir eine gewisse Schadenfreude gekommen ist, als Greulich den Geist Rossis heraufbeschworen hat. Lassen wir das beiseite! Die Stunde ist jetzt nicht dazu da, um unter uns derartige Diskussionen zu pflegen. Die Weltgeschichte ist das Weltgericht. Lassen wir die Warnung, die an uns herangetreten ist durch den Landesstreik, nicht unbenützt vorübergehen. Sehen wir, wie die Weltgeschichte und der Herrgott den großen Vorhang gezogen haben, damit wir schauen können, wohin die Philosophie eines Nietzsche und Hegel und die materialistische Weltanschauung führen und wohin eine Gesellschaft käme, in der nur noch staatsbürgerlicher Unterricht getrieben wird.“ Und er schloß: „Wir haben kein „Prestige“ zu schützen, wir haben keine Kronen zu schützen, wir haben aber doch eine Majestät zu schützen, und die Majestät, die wir zu schützen haben, ist die Majestät unseres Volkswillens, das ist die Majestät unseres Rechtes.“ Wie in der Bundesversammlung, so kämpfte Feigenwinter in den Generalstreiktagen auch im Basler Großratssaale mit der ganzen Wucht, die ihm zu Gebote stand, wenn ge-

rechter Zorn ihn erfüllte. Raum von Bern zurückgekehrt, erschien er sofort im kantonalen Parlamente und ergriff als Erster in der Debatte das Wort, rückhaltlos den revolutionären Generalstreik als ein Verbrechen am Vaterlande brandmarkend und die Arbeiterschaft beschwörend, von ihrem wahnwitzigen Unterfangen abzulassen. Die Rede, die wie ein reinigendes Gewitter die schwüle Atmosphäre im Großratssaale zerriß, fand ein mächtiges Echo in allen noch auf dem Boden des Gesetzes stehenden Bevölkerungskreisen. Feigenwinter war mit einem Schlage nicht mehr lediglich der „ultramontane“ Vorkämpfer, sondern ein hochgeschätzter politischer Führer, den das ganze Bürgertum nicht mehr missen wollte im Vordertreffen des Kampfes. Aber seine Zeit war um, sein politisches Wirken beendete bald darauf der Tod!

Das unvollständige Bild, das wir mit diesen wenigen Strichen vom Politiker Feigenwinter gezeichnet, muß unbedingt ergänzt werden durch einen Hinweis auf seine sozialpolitische Tätigkeit. Diese wurzelte tief in seiner katholischen Weltanschauung. Er faßte die ernsthafte Beschäftigung mit der sozialen Frage als ein *nobile officium* eines jeden Gebildeten auf. Außerdem nötigten ihn sein mitfühlendes Herz und sein demokratisches Blut auf die Seite der Armen und Unterdrückten sich zu stellen. So schloß er sich denn früh der von Bischof Mermillod geleiteten Union de Fribourg an, einer Gesellschaft von katholischen Sozialpolitikern aus akademischen Berufen. Dann gehörte er mit Prof. Beck, Decurtins, Heinrich Scherrer und Greulich zu den Gründern des schweizerischen Arbeiterbundes, der ihm und seinen Gesinnungsgenossen, die geglaubt, es lasse sich die ganze Arbeiterschaft in dieser neutralen Arbeitsgemeinschaft wenigstens zu einer gemeinsamen Anhandnahme der bundesgesetzlichen Arbeiterschutz-Maßnahmen vereinen, später so gründliche Enttäuschungen bereitete. Auf seine Initiative beschloß der Katholikentag der Diaspora in Basel,

am 21. August 1887, in der ganzen Schweiz katholische Arbeitervereine zu begründen, die dann sofort mit den schon existierenden katholischen Männervereinen zum „Verband kath. Männer- und Arbeitervereine“ zusammengeschlossen wurden. Feigenwinter war lange Jahre Zentralpräsident dieses Verbandes, und als dieser später mit dem Katholikenverein zum Schweiz. katholischen Volksverein verschmolzen wurde, der Leiter der Sozialen Sektion dieser großen, das ganze katholische Vereinswesen umfassenden Organisation. Außerdem war der Verstorbene ein tätiges Mitglied der Internationalen Vereinigung für Arbeiterschutz, deren Vorstand er bis zu seinem Tode angehörte. Er kämpfte in vorderster Reihe für die Erweiterung der Haftpflichtgesetzgebung, für die Kranken- und Unfallversicherung und für die Revision des Fabrikgesetzes. Das baselstädtische Gesetz über das ständige, staatliche Einigungsamt, das am 1. März 1912 in Kraft trat, ist zu einem guten Teile sein Werk. Und die internationale Sozialpolitik verdankt ihm den Schutz der Ansprüche heimischer Arbeiter, die im Ausland einen Unfall erlitten haben. Sehr intensiv beschäftigte er sich in seinen letzten Jahren mit dem Studium des Problems der Gewinnbeteiligung der Arbeiter. Gleich nach seiner Wahl in den Nationalrat stellte er eine Motion betreffend die Festsetzung von Mindestlöhnen und die Einführung dieser Gewinnbeteiligung. Seine Gedanken hierüber legte er nieder in der Schrift: „Der Kampf um den gerechten Lohn und die Gewinnbeteiligung der Arbeiter.“ (Luzern, Räber u. Co., 1917.) Wenn Feigenwinter als Sozialpolitiker auftrat, so pflegte er stets hinzuweisen auf die Grundfragen des sozialen Rechtes und auch die kleinen Tagespostulate vom rechtsphilosophischen und moralischen Standpunkte aus zu untersuchen. Auch ging ihm zu allen Zeiten die Solidarität der Stände über alles, so daß er sich schon darum nie zu einer einseitigen Klassenpolitik hätte verstehen können. Und eine ganz elementare Abneigung,

die seiner starken Individualität entsprang, empfand er gegen alles, was nach Staatssozialismus roch. Diesen bekämpfte er mit aller Vehemenz, selbst auf die Gefahr hin, bei einem Teil der eigenen Leute unpopulär zu werden. Daß ein so gearteter Sozialpolitiker in dieser Zeit der Zerrissenheit, des Kampfes aller gegen alle, keine allzu große Anhängerschaft fand, ist leicht zu verstehen. Aber er wird recht behalten mit seinen, in der obengenannten Schrift stehenden Sätzen: „Alles, der größte Teil des Volkes, Mittelstand, Angestellte, Beamte, Bauern wie Arbeiter — alles ist dem Großgrundbesitz, der Großindustrie, dem Großhandel und der Hochfinanz ausgeliefert. Vor dieser Tatsache kann man die Augen nicht verschließen. Andererseits ist durch den Klassenkampf der unveröhnliche Haß wie Gift in die Adern des arbeitenden Volkes eingesprengt worden, und der Geist des Religionshasses, der Anarchie und der Revolution erhebt drohend sein Haupt. Gegen alle diese Gefahren kennen wir kein besseres Mittel, als die Rückkehr zu den einfachen und soliden Grundsätzen einer biedern christlichen Wirtschaft. Aus der oralischen Besserung heraus muß die Waffe geschmiedet werden, mit der der Hydra einer unersättlichen Habsucht, der Gier nach wirtschaftlicher Macht das Haupt abgeschlagen werden kann.“

Vom Juristen und Anwalt Feigenwinter zu sprechen, das hätten wir lieber einem seiner Kollegen überlassen. Doch haben wir ihn oft und oft an seinem Arbeitspult gesehen, vergraben in Aktenberge, irgend einen Rechtsfall von anscheinend kleiner Bedeutung mit einem Eifer behandelnd, als stünden Millionen auf dem Spiel. Das war gerade charakteristisch für ihn. Ihm war kein Fall bedeutungslos. Der Kampf ums Recht war ihm gleiche gebieterische Pflicht, wenn der Streitwert nur ein minimier war. Dabei hatte er ein warmfühlendes Herz für die Armen und Kleinen, die nur zagenden Schritts die Kanzlei eines Advokaten

betreten. Darum stieg stets viel armes Volk zu ihm auf den Heuberg empor und zahlreiche Prozesse, besonders auf dem Gebiete der Haftpflicht, führte er um Gottes Lohn.

Feigenwinter war nach dem Zeugnis der Zünftigen unstreitig einer der ersten Anwälte Basels. Er hatte sich auf den Universitäten eine ausgezeichnete wissenschaftliche Bildung erworben und besaß in seltenem Maße die Fähigkeit, seine reichen theoretischen Kenntnisse im einzelnen Falle wirksam zu verwenden. Mit klarem Blick erkannte er das Wesentliche und machte sich dann mit seinem ganzen, trefflichen Rüstzeug daran, die Vorteile seiner Stellung auszunützen. Stand er vor den Schranken des Gerichts, so führte er seine Sache mit leidenschaftlicher Wärme, aber auch auf eine ganz individuelle, geistreiche Art, die den Richtern das Anhören seiner Plädoyers zu einem Genuße machte. Nur keine dürre, lebensfremde Buchstabenjurisprudenz! Für das Recht, das den Bedürfnissen des Lebens entsprungen, wußte er zu kämpfen, indem er hineingriff ins volle Menschenleben und im Lichte desselben den Zweckgedanken und die sittliche Idee der Rechtsbestimmungen erläuterte, bestrebt, dem lebendigen Geiste gerecht zu werden. Er verstand es trefflich, bei Behandlung einer Streitfrage interessante Zusammenhänge aufzuzeigen, historische Parallelen zu ziehen, durch klassische Zitate oder auch durch humorvolle Exkursionen ins Allzumenschliche Geist und Gemüt der Richter zu beschäftigen und diese für sich einzunehmen. Er verstand es aber auch, sein Auditorium zu erschüttern durch ergreifende Schilderung menschlichen Elends oder durch gewaltigen Appell ans Rechtsgefühl der Richtenden. Bei Ausübung seines Anwaltsberufes unterstützten den Rechtsgelehrten trefflich seine gediegene philosophische und historische Bildung und dann die seltene Rednergabe, die ihm eigen war. Feigenwinter war zwar kein „glänzender“ Redner im vulgären Sinne dieses Wortes,

dem der Strom der Rede nur so aus dem Munde floß. Oft sprach er langsam und stockend; man sah ihm die Gedankenarbeit an und hörte förmlich, wie er mit dem Stoffe rang, nach einer klaren Definition, einem bildhaften Ausdruck suchte. Aber mit einmal war eine breite, sichere Basis geschaffen, der Vortrag belebte sich, wuchtig prasselten die Argumente daher, und ein mit psychologischer Feinheit ausgewählter, treffsicherer Schluß krönte das Ganze. Wie fest er im Sattel saß, das bestätigte dann die Debatte. Er ließ sich nicht leicht verblüffen und bodigte — besonders in den politischen Prozessen — mit seinem Mutterwitz manchen gefährlichen Gegner. Als er einmal als Verwaltungsratspräsident des Basler Volksblattes einen Ehrbeleidigungsprozeß zu bestehen hatte und der gegnerische Anwalt meinte: es schade nichts, wenn einmal dieser „ultramontane Weihwasserkessel“ gründlich desinfiziert werde, erwiderte er ihm: „Was das Weihwasser anbelangt, so muß ich bemerken, daß darin Salz enthalten ist; der Gegenpartei aber scheint es an Salz zu gebrechen.“ Feigenwinters Ruf als Anwalt war schon in den ersten Jahren seiner Praxis begründet. Nach der Tessiner Affäre wurde er ein schweizerischer. Manch' junger Rechtsbeflissener war glücklich, wenn er als Volontär auf seinem Bureau arbeiten konnte. Die Liebe zum Anwaltsberuf hielt ihn aber auch fest bis in die letzten Lebenswochen; noch wenige Tage vor seinem Ableben erschien er in einer ganz kleinen Angelegenheit — soviel wir wissen, im Interesse eines Diensthboten — vor Gericht. Wie der Politiker, so steckte ihm auch der Anwalt im Blute, und erst der Tod konnte ihm die Aktenmappe aus den Händen nehmen.

Zum Schlusse noch einige Erinnerungen persönlicher Natur an den Verbliebenen. Wer Feigenwinter nur als politischen Kämpfer kannte, hatte keine Ahnung von seinem wahren Wesen. Wer ihm aber näher trat, dem imponierte er, den nahm er gefangen durch seine

eminente Geistes- und Herzenskultur. Man muß bei ihm in seinem reizenden, von Weinbergen umstandenen Landhaus in der Klus gegessen haben, wenn er Feiertag machte, wenn er in festlicher Geberlaune aus dem reichen Schätze seines vielseitigen Wissens schöpfte und seinen Gästen mit dem perlenden Weine auch geistigen Genuß in bunter Fülle bot. Er sprach über Geschichte und Volkswirtschaft, über rechtswissenschaftliche Fragen und Tagesereignisse, bis schließlich immer wieder humorvolle Jugenderinnerungen, oder eine plastische Darstellung von Volksitten und Volksgebräuchen zum fröhlichen Ende der Unterhaltung führten. Überraschend waren besonders seine tiefen, historischen Kenntnisse. Die Vergangenheit Basels kannte er trotz einem Berufshistoriker, und hauptsächlich das 15. Jahrhundert, den Kampf um den alten und den neuen Weg studierte er mit leidenschaftlichem Interesse. Eine Frucht dieses Studiums waren der in der Festschrift zum 50-jährigen Jubiläum der Rauracia erschienene Aufsatz: „Aus dem geistigen Leben Basels im 15. Jahrhundert,“ sowie die Publikation: „Gewerbe und Handel in der Stadt Basel im 15. Jahrhundert.“ Bis zu seinem plötzlichen Zusammenbruch schien die innige Verbindung mit der Natur für ihn ein nicht versiegender Jungbrunnen zu sein. Schon hatte ihn die Todeskrankheit gepackt, als der ihm so liebe Aufenthalt in der Klus ihm wieder Genesung zu bringen versprach. Denn dort inmitten der Reben, die er selbst pflegte, und bei seinen Bienenvölkern war ihm so wohl wie nirgends auf der Welt. Dort bestieg er auch gelegentlich den Pegasus, um ein paar funkelnde Verse auf den Wein und die Kostbarkeiten des Lebens zu schmieden, um den Weisen glücklich zu preisen, der den wahren Genuß des Lebens kennt, um dem rohen Schlemmer und dem selbstgerechten Philister ein kräftiges Pereat zuzudonnern. Dort in der Klus konnte er sich auch uneingeschränkt seiner Familie hingeben, mit der die stärksten idealen Bande ihn verknüpf-

ten. Seine erste, überaus harmonische Ehe mit Berta v. Blarer, der drei Kinder entsprossen, löste der allzu frühe Tod der Gattin. Feigenwinter, der schwer an diesem Verluste trug, fand dann nach Jahren in Frä. Hedwig Rym wieder eine geistvolle und treubeforgte Lebensgefährtin.

Jung im Herzen und mit ungebrochener Geisteskraft, schritt er aufrechten Hauptes dahin, bis am 15. September 1919 sein Lebenslauf erfüllt war. Die Kunde von seinem jähen Tod in Bern traf wie seine Angehörigen, so seine politischen Freunde mit niederschmetternder Wucht. Aber sie erweckte auch eidgenössisches Aufsehen, tiefes Bedauern in allen vaterländisch und demokratisch denkenden Kreisen. Man fühlte, daß ein Tapferer dahingegangen, ein ganzer Mann, ein Führer wie wenige für unser in schwere geistige Not und Drangsal geratenes Volk. Man fühlte, daß eine Säule des Widerstandes gebrochen war, des Widerstandes gegen die destruktive Macht des die Köpfe von Millionen verwirrenden und verseuchenden Revolutionsgeistes. Und in der Tat: Feigenwinters Charakter hatte etwas von jenem der alten Eidgenossen. Standzuhalten um jeden Preis, zu kämpfen für seine Überzeugung, auch in bedenklicher und wenig aussichtsreicher Situation, in der frohen Zuversicht, daß das Ende doch ein gutes werden, daß über die momentane Niederlage der endgültige Sieg triumphieren müsse: das war seine Parole, so geboten ihm Pflicht und Mannesehre. Darum war auch die Ehre so groß, die sich niedersenkte auf sein Grab, und darum wird sein Andenken im Herzen aller jener fortleben, die einen charaktervollen Menschen zu achten wissen. Die Katholiken Basels aber werden in ihm immer ihren ersten Führer und Wegbereiter verehren.
